

Warum «bi ünsch» in Graubünden fast jedes Wort anders klingt

Den einen Dialekt im Gebiet der «Südostschweiz» gibt es nicht. Wie spricht man heute in Graubünden? Dieser Frage widmet sich ein Forschungsprojekt – mit Daten aus einer Handy-App.

Jasmin Klucker

«Vo Chur oba aba» – was für ein schöner Bündner Dialekt, der im grössten Kanton der Schweiz gesprochen wird. Doch diesen einen Bündner Dialekt gibt es so gar nicht. Das bestätigt Tanja Egli, eine Prättigauer Dialektsprecherin. Die junge Frau beschäftigt sich sowohl beruflich als auch in ihrer Freizeit intensiv mit Sprachen, insbesondere dem Prättigauer Dialekt, den sie seit jeher spricht, ganz egal, wo sie sich in der Schweiz gerade befindet.

Graubünden ist der Kanton mit der grössten Vielfalt an Dialekten und Sprachen in der Schweiz, sagt Egli. Das bekannte «vo Chur oba aba» ist nämlich nur einer von vielen Ausdrücken, die den Kanton und seine sprachliche Eigenart prägen. Wörter entstehen, verändern sich oder verschwinden mit der Zeit – für die Dialektforschung sind beide Entwicklungen gleichermaßen interessant.

Mit der Handy-App «nöis gschmöis» möchte die Universität Zürich Dialekt-sprechende und Forschende zusammenbringen. Ziel ist es, die zahlreichen Wörter zu sammeln, die in den verschiedenen Regionen Graubündens und der restlichen Schweiz oft ein wenig anders klingen. In der App erhalten Benutzerinnen und Benutzer Einblicke in aktuelle Phänomene der Dialektforschung und können selbst aktiv dazu beitragen.

Die App zeigt in einer Karte mit Farben, wie in verschiedenen Gebieten der Schweiz Wörter unterschiedlich ausgesprochen werden. Graubünden zeigt farblich besonders deutlich, wie vielfältig die Dialektlandschaft tatsächlich ist – und dass es eben nicht den einen Bündner Dialekt gibt.

Das Taschentuch im Walserdialekt
Willst du ein «Needli»? Diese Frage ist Egli besonders in Erinnerung geblieben. In ihrer Schulzeit hat sie oft danach gefragt, und noch öfter wurde sie nicht verstanden. Ein «Needli» ist die Prättigauer Bezeichnung für ein Ta-



Mit der App «nöis gschmöis» mehr über den eigenen Dialekt lernen und erfahren, wie andere Menschen in der Schweiz sprechen: Anja Hasse (links), Dialektenexpertin und Projektverantwortliche bei «nöis gschmöis» und Tanja Egli, die sich in ihrer Freizeit und auch beruflich intensiv mit Sprachen beschäftigt.

Bild: Pressebild/Bildmontage: Rico Kehl

schentuch. Dieser Begriff kommt aus dem Walserdeutschen. Grosse Teile von Graubünden wurden im Spätmittelalter von Einwanderinnen und Einwanderern besiedelt, die aus dem Wallis kamen. Sie zogen besonders in hohe Lagen, welche nicht dauerhaft von der rätoromanischsprachigen Bevölkerung bewohnt wurden. Zu diesen Walsergebieten gehören bis heute das Prättigau,

Davos, Arosa, das Rheinwald und Obersaxen.

Die Dialektsprecherin wird mit dem Wort «Needli» aber nicht automatisch im ganzen Walsergebiet verstanden. In Davos wird das Taschentuch gleich genannt wie auch in Arosa. Doch in Obersaxen sagen Einheimische «Schnützblatt». Dieser Dialekt ist von seiner Walscherherkunft geprägt und unterscheidet sich stark vom rätoromanischen Sursilvan der Umgebung.

«Sunna» – das a kommt fast immer hinterher

In Chur, der ältesten Stadt der Schweiz, kommt selten ein Wort daher, das nicht mit einem starken «a» am Schluss betont wird. Zur Sonne sagt man im Churer Rheintaler Dialekt «Sunna». Viele Mundartmerkmale aus dem Churer Rheintal erinnern an die ostschweizerischen Dialekte. Ab dem Mittelalter kam die deutsche Sprache aus der Bodenseeregion über das

Rheintal bis nach Graubünden, wo sie im Laufe der Jahrhunderte das Rätoromanische verdrängte. Seither hätten sich die Dialekte stetig verändert, erklärt Anja Hasse, Dialektenexpertin und Projektverantwortliche bei «nöis gschmöis».

Die Veränderung könne man jedoch nicht nur in den Dialekten feststellen, sagt Hasse. Die Leute seien mobiler geworden, und der Ort, an dem man aufgewachsen sei, sei oft nicht mehr derselbe wie der, an dem man als Erwachsene oder Erwachsene lebe. Auch in den Familien werden immer häufiger verschiedene Dialekte gesprochen. Durch diese Kontakte nähern sich die Dialekte einander an. Das betrifft jedoch nicht alle sprachlichen Merkmale. Der Wortschatz ändert sich beispielsweise schneller als spezifische Ausspracheweisen oder als Regeln, nach denen Wörter oder Sätze gebildet werden. So sagen Leute in Graubünden heute möglicherweise eher «Löwazaa»

als «Schwiibluama». Die Aussprache im Dialekt des Churer Rheintals von «Katz» als «Katz» und nicht als «Chatz», wie in Dialekten aus anderen Kantonen, aber auch in den Walserdialekten, sei hingegen sehr viel stabiler, sagt Forschungsleiterin Hasse, die als Projektverantwortliche beim Projekt «nöis gschmöis» dabei ist.

Vom Romanischen an die Tirolerischen Grenze

Wie unterschiedlich sich Dialekte selbst innerhalb Graubündens entwickeln, zeigt auch ein Blick nach Samnaun. Von Chur nach Samnaun beträgt die Fahrzeit mit dem Auto 2 Stunden und 24 Minuten – dialektmässig befindet man sich dort jedoch an einem komplett anderen Ort. Im Jahr 1820 war Romanisch die Hauptsprache Samnauns. Durch die Lage nahe der Grenze zum Tirol hatte dies zur Folge, dass sich die Samnauner als Zweitsprache auch die Sprache der Tiroler aneignen mussten. «Schläuf gsund!», sagen die Einheimischen – also «schlaf gesund» oder «gute Nacht». «Pisch pan Holza?» bedeutet «Bist du beim Holzspalten?».

Die vierte Landessprache mit fünf Hauptdialekten

Nicht nur die Dialekte unterscheiden sich in Graubünden, sondern auch die Sprachen selbst. Im Kanton Graubünden beherrschen etwa 35'000 Menschen die vierte Landessprache der Schweiz. Rätoromanisch ist besonders in der Surselva und im Unterengadin verbreitet, wird jedoch zunehmend vom Deutschen verdrängt. Aufgrund der früheren Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit der Bündner Täler voneinander haben sich im Laufe der Zeit fünf verschiedene Idiome entwickelt: Sursilvan (Vorderrhein), Sutsilvan (Hinterrhein), Surmiran (Oberhalbstein, Albula), Puter (Oberengadin) sowie Vallader, das im Unterengadin und in der Val Müstair gesprochen wird. Im Idiom Sursilvan heisst «Guten Abend» «buna sera», im Sutsilvan «buna sera» und im Surmiran «buna sera».

Chur lässt Alternative zu Mehrweggeschirr zu

Mehrweggeschirr sorgt bei Veranstaltern für einen Mehraufwand. Die Stadt bietet nun eine Alternative. Doch sie macht zusätzliche Auflagen.

Jasmin Klucker

Bereits seit mehreren Jahren wird an Grossanlässen in der Stadt Chur nur noch Mehrweggeschirr eingesetzt. Auslöser für diese Entscheidung war die Petition «Mehrweg statt Wegwerf – für eine saubere Veranstaltung». Ziel war die Benutzung von Mehrweggeschirr, um den Abfall zu reduzieren, den Reinigungsaufwand der Stadt zu minimieren und Ressourcen zu schonen.

Mehrweg scheinbar doch nicht so umweltschonend

Die Lösung gilt als umweltfreundlich, bei der Verwendung sind jedoch mehrere Probleme aufgetaucht: Das Mehrweggeschirr wird gemäss Rückmeldungen von Veranstaltern teils von weit her angeliefert. Ausserdem seien die Kosten hoch, und für viele Veranstalterinnen sei der organisatorische Aufwand beträchtlich. Mehrere Ver-



In der Pilotphase: An Veranstaltungen in Chur sind neu rPet-Becher erlaubt.

Pressebild

stalter haben die Stadt gemäss Mitteilung darauf hingewiesen, dass die Durchführung von Anlässen mit Mehrweggeschirr deutlich erschwert wird.

Als Reaktion darauf startet die Stadt nun ein einjähriges Pilotprojekt mit rPET-Bechern, die aus recyceltem PET-Kunststoff hergestellt werden. Es handelt sich um einen Kunststoff, der aus alten Pfandflaschen gewonnen wird. «Wir begrüßen es sehr, dass der Stadtrat die Anliegen der Veranstalter ernst nimmt», sagt Fabio Adank, OK-Präsident des Churer Fest.

Diese Becher sind rezyklierbar. Wie das Pilotprojekt an Veranstaltungen wie dem diesjährigen Churer Fest umgesetzt wird, ist noch unklar, laut Adank wird diese Frage noch intern geprüft.

Nicht bedingungslos

Die Stadt erlaubt den Einsatz von rPET-Bechern nämlich nicht bedingungslos. Veranstalterinnen und Ver-

anstalter müssen weiterhin ein überzeugendes Abfallkonzept vorlegen, das aufzeigt, wie trotz Einwegbechern ein sauberes Stadtbild gewährleistet werden kann. Die Prüfung dieser Konzepte übernimmt der städtische Werkbetrieb, die Bewilligung erteilt anschliessend die Stadtpolizei. Gemäss städtischer Mitteilung ist eine Sammelquote von mindestens 75 Prozent erforderlich – nur dann sind sie ökologisch mit Mehrweggeschirr vergleichbar. Das zeige eine extern erstellte Ökobilanz. Zudem flossen Erfahrungen aus der letztjährigen Schlagerparade in die Beurteilung ein.

Nach Abschluss der Pilotphase wird ausgewertet, wie sich der Einsatz der rezyklierbaren Becher auf Veranstalterinnen und Stadt auswirkt. Insbesondere prüft die Stadt, ob die ökologischen Vorgaben eingehalten werden können. Die Ergebnisse dienen dem Stadtrat als Entscheidungsgrundlage für das weitere Vorgehen.